

Miechomwitzer Zeitung

Anzeiger für die Gemeindebezirke Miechomik, Karf und Kofitnik

Erscheint wöchentlich drei mal und zwar Dienstag, Donnerstag und Sonnabend nachmittags. Bezugspreis pro Monat 150 Pfg. frei ins Haus; durch die Post bezogen 4,50 Mk. pro Vierteljahr

Geschäftsstelle: Dittmann's Buchhandlung, Miechomik.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Josef Jarosch, Miechomik.

Anzeigenpreis: Die 8 gespaltene Colonnelle oder deren Raum kostet 20 Pfennig. - Bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt. Druck: „Kurier“ G. m. b. H. Königshütte - Kattowitz.

Nummer 130/31.

Mittwoch, den 10. November 1920

6. Jahrgang.

Der Sozialisierungsmantel.

Sozialisierung soll eine Wirtschaftsform sein, die nur von den Interessen der Allgemeinheit sich leiten läßt, und in der jedes Privatinteresse ausgeschaltet ist. Der von den Sozialisierungstheoretikern vertretene Standpunkt wird jedoch von den Sozialisierungspraktikern, d. h. dem sozialisierungsüchtigen Teil der Arbeiterschaft, nicht geteilt. Dieser versteht vielmehr unter Sozialisierung nur die Befriedigung seines Egoismus, ohne Rücksicht darauf, ob darunter die Allgemeinheit leidet oder nicht.

Ein geradezu erschütterndes Beispiel, wie eine sozialistische Wirtschaft aussehen würde, bietet ein Bericht, den die Daimler-Werke über die Vorgänge herausgegeben haben, die zur Stilllegung ihrer Betriebe führen. Er zeigt deutlich, zu welchen Anschauungen eine Arbeitererschaft kommen muß, die jahrelang unter dem Einfluß sozialistischer Schlagworte gestanden hat. Nur ein Beispiel aus dem reichhaltigen Material sei herausgegriffen, um die allmählich eingetretene Verwirrung der Eigentumsbegriffe zu zeigen. Die Daimler-Werke schreiben darüber:

„Unter Pfuschen“ versteht der Laie schlechte Arbeit, der Sprachgebrauch der Fabrik: Arbeit für eigene Zwecke unter Benutzung der Werkzeuge und des Materials der Fabrik. Das Pfuschertum und die Diebstähle hatten im Werk im Laufe der letzten Jahre einen Umfang angenommen, von dem man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Die auf diese Weise dem Werk verloren gegangenen Werte an Rohstoffen, Arbeitszeit, Strom, Abnutzung der Werkzeugmaschinen usw. sind auch nicht annähernd zu berechnen. Um ein Bild davon zu geben, was in den Schränken einzelner Arbeiter an gepfuschten und gestohlenen Sachen, auch Waffen gefunden wurde, sei nur ein Beispiel genannt.

Bei Arbeiter B. 1 Schwimmerngehäuse, 2 Einzüge für Zugmaschinenvergaser, 1 Metallfuge, 10 Dedel für Schwimmerngehäuse aus Messing, 6 Dedel aus Aluminium, 3 Böden aus Messing, 58 Schwimmernadeln, 3 Schwimmernstopfen, 5 Schwimmerngehäuse, 2 Stopfen von eingelötetem Wasserrohr, 14 Schwimmerngehäuseboden aus Messing, 16 Dedel, 12 Stopfen, 1 Paarbesen, 2 Handbellen, 2 Holzhammer, 1 Paargeflecht aus Metall.

Ein Abteilungsingenieur schätzt nach den vorliegenden Gegenständen daß etwa 50 Proz. der Arbeitszeit in seiner Abteilung auf die Herstellung von Pfuscharbeit verwendet wurden. Wieviel taglich bei Arbeitsfluß aus dem Werk hinausgetragen wurde, entzieht sich jeder Schätzung. Sicher ist nur, daß es ungeheure Mengen waren. Eine Reihe von aufgedeckten Fällen berechtigt zu diesem Schluß.

Dem Kampf gegen das Pfuschertum wurde von Seiten der Belegschaft wie auch von der Betriebsvertretung die größten Schwierigkeiten bereitet. Durch Drohungen versuchte man in einzelnen Fällen, denen die Vorgesetzten nachzugehen bemüht waren, die Kontrolle zu unterbinden. Neben dem allgemeinen Sinken der geschäftlichen Moral tragen die Schwierigkeiten, die der Kontrolle bereitet werden, an diesen Zuständen Schuld. Wurde ein Arbeiter am Fabrikator angehalten, so fand er alsbald eine Gruppe von Kollegen, die eine schützende Mauer um ihn bildeten. Kurz vor der Schließung des Werks ereignete sich ein typischer Fall dieser Art: Dem kontrollierenden Pfürher blieb nur ein Rudel in Händen, in dem sich ein vollständiger Motor befand. Es entsprach auch durchaus der kommunistischen Anschauungsweise und wurde mehr als einmal offen ausgesprochen, daß das Fabrikeigentum Gemeingut sei, und nicht umsonst war der Name „Sozialisierungsmantel“ in Gebrauch gekommen für die weiten Umgänge, die vielfach getragen wurden, um die Mitnahme von Gegenständen aller Art zu erleichtern.

Wir würden diesen Vorgang nicht erwähnen, wenn wir nicht überzeugt wären, daß er kein Einzelfall bleibt. Nach den russischen Erfahrungen und nach den in vielen anderen deutschen Betrieben herrschenden Verhältnissen ist vielmehr die Ansicht gerechtfertigt, daß die Sozialisierung — sicherlich gegen den Willen ihrer jetzigen Befürworter — ganz im allgemeinen zu den Zuständen führen würde, wie an dem einen Daimlerschen Fall gezeigt worden ist.

Mit Beunruhigung verfolgt man das Nähere kommen einer Grippeepidemie, die diesmal allem Anschein nach von Südafrika herkommt. Bereits sind weite Strecken der englischen Inseln von ihr betroffen. Die Grippe hat bei ihrem Auftreten in London in der letzten Woche nach amtlichen Angaben allein 2100 Personen auf das Krankenlager geworfen.

General Smuts erkennt die deutschen Kolonialleistungen an.

Gegenüber der stets sich noch auswirkenden Verheerungsarbeit in der gegnerischen Presse kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, wie die Dinge in der Wirklichkeit liegen. Wir haben einen unverdächtigsten Zeugen: den südafrikanischen Premierminister Smuts, der jetzt Deutsch-Südwestafrika besuchte. In seiner Ansprache in Gibeon wandte er sich wie in anderen Orten zunächst an die deutsche Bevölkerung, deren Fähigkeiten als Kolonisten er unumwunden anerkannte, und deutete darauf hin, wie nützlich sie sowohl in der Union als auch in Südwestafrika vor dem Kriege geleistet hätten. Er forderte sie zum freundschaftlichen, weiterstrebenden Zusammenarbeiten mit der neuen Bevölkerung und neuen Verwaltung auf. Auch in Omaruru erkannte der General in seiner Ansprache beim Essen der Bürgerchaft die hohen Kulturleistungen der alten Regierung und der alten Bewohner an, wenn er auch hier nicht mehr vom Mantel der Union auf Südwest, sondern andauernd von der „provinz“ Südwestafrika sprach. In Oshana sprach, dem „Auslanddeutschen“ zufolge, Smuts davon, wie es die einst armen Deutschen in der Union durch Fleiß und Tüchtigkeit zu etwas gebracht hatten und wie die Deutschen durch ihre Kulturleistungen auch Südwestafrika der Barbarei entziehen hätten, um es zu einem Kulturlande zu machen.

Um die deutsche Kriegsentschädigung

London, 9. November. Das zwischen der englischen und französischen Regierung in der Frage der Festsetzung der deutschen Entschädigung errichtete Einbernehmen, wird hier als etwas verspäteter Schritt vorwärts auf einem schwierigen und langen Wege bezeichnet. Durch das Einbernehmen wird der Wunsch Frankreichs, daß die Entschädigungssumme durch die Wiedergutmachungsausgleich festzusetzen ist, erfüllt. Ebenso ist aber darin dem englischen Wunsch Rechnung getragen, daß die Summe erst festgelegt werden soll, wenn die Frage von Deutschlands Zahlungsfähigkeit ausdrücklich geprüft worden ist und ein Bericht darüber vorliegt, daß in diesem Stadium Deutschland ausgiebig und direkt zu Rate gezogen werden soll. Man glaubt unter diesen Umständen nicht, daß es nicht sehr schnell gelingen wird, die tatsächliche Höhe der Summe festzusetzen.

Der „Temps“ hatte angedeutet, daß die Zusammenkunft der Finanzminister der alliierten Regierungen und Deutschlands nicht so bald erfolgen könne. Die Pariser Morgenblätter sind in der Lage, den Grund dafür mitzuteilen. Man will diese Besprechung erst dann stattfinden lassen, wenn das Schicksal der deutschen Entschädigung entschieden ist, weil die Zahlungsfähigkeit Deutschlands zum großen Teil davon abhängig ist, ob es Überschleifen behält oder nicht. Jedenfalls will man aber die Abstimmung in Oberschleifen so beschleunigen, daß die Besprechung der Finanzminister in der zweiten Hälfte des Februar stattfinden kann.

Ein französisches Urteil über das Ruhrrevier.

Paris, 9. November. Im Nationalrat des allgemeinen Gewerkschaftsbundes (C. G. T.) erklärte gestern der aus dem Ruhrgebiet zurückgekehrte Gewerkschaftsführer Jouhaux laut „Matin“, die Delegierten haben festgestellt, können daß die in Spa übernommene Verpflichtung die Ernährung der Bergarbeiter zu verbessern nicht gehalten worden ist. Die Delegierten der gewerkschaftlichen Internationale vertreten die Ansicht, daß die eventl. Besetzung des Ruhrgebietes durch die Truppen der Entente durch nichts gerechtfertigt werde.

Keine Meuterei im polnischen Heer.

Warschau, 4. November. (Halbamlich.) In auswärtigen Blättern wird eine Nachricht der litauischen Telegraphenagentur aus Rowno verbreitet, wonach das polnische Infanterieregiment 201 und mehrere polnische Regimenter gemeutert haben sollen. Diese Meldung beruht in jeder Hinsicht auf vollkommen freier Erfindung und kennzeichnet sich selbst als unlautere Stimmungsmache, die nicht klar genug verurteilt werden kann. Das Infanterieregiment 201, das sich zum größten Teil aus Studierenden der Warschauer Hochschule zusammensetzt, befindet sich bereits seit Anfang Oktober zur Demobilisierung in seiner Garnison. Die polnischen Regimenter haben sich stets als hervorragende

Kampftruppe bewährt, alle Meldungen über Auffassigkeiten dieser Truppen beruhen daher auf bewußter böswilliger Verleumdung.

Schlesien und das 100000 Mann Heer

Nach der Reduzierung der deutschen Wehrmacht auf das 100000 Mann-Heer gehört Schlesien vom 1. Januar n. J. ab in den Bereich der 3. Infanterie-Division in Berlin. Es werden in Garnison stehen:

Inf.-Regt. 7: Regts.-Stab und Erg.-Batt. Schweidnitz, Stab 1: Batt. mit 1. und 2. Komp. in Brieg, mit 3. und 4. Komp. in Reisse, Stab 2: Batt. mit 7. und 8. Komp. in Girschberg, mit 5., 6. und 13. (Min.-M.) Komp. in Glogau, 3. Batt. in Breslau-Carlowitz.

Vom Inf.-Regt. 8: der Stab des 2. Batts. mit 7. und 8. Komp. in tegnit, mit 5. und 6. Komp. in Glogau, 3. Batt. in Gützig.

Vom Art.-Regt. 3: der Stab der 5. Abtlg. und 13. reit. Batt. in Sagan, 14. und 15. reit. Batt. in Sprottau, 1. Abtlg. in Schweidnitz, die 1. Batt. dieser Abteilung wird zunächst noch in Breslau verbleiben.

Außerdem: Die 2. Komp. Nachr.-Abtlg. 4 in Breslau, die 3. Fahrabtlg. in Glogau, die 3. Komp. Kraft-Abtlg. 3 in Reisse.

Die militärischen territorialen Befugnisse in Schlesien werden von dem Stabe der 2. Kav.-Division in Breslau ausgeübt. Von dieser Reiter-Division stehen 2. Bt. in Schlesien:

Reiter-Regt. 7: Stab, 1., 2. und Erg.-Esk. in Breslau, 3. und 4. Esk. in Ohlau.

Reiter-Regt. 8: Stab und 2. Esk. in Oels, 1. und 3. Esk. in Müllitz, 4. Esk. in Ranslau, Erg.-Esk. in Bernstadt.

Reiter-Regt. 11: Stab, 1., 2. und Erg.-Esk. in Rügen. Die endgültige Unterstellung der Reiter-Regimenter steht noch nicht genau fest.

Eine größere Anzahl der bisherigen schlesischen Reichswehr-Formationen werden außerdem zur Bildung des neuen Reichsheeres nach Ostpreußen, Pommern und in das Innere des Reiches abgegeben. Die Traditionen der alten schlesischen Regimenter gehen auf die einzelnen Formationen des Reichsheeres über.

Der deutsche Viehstand.

Der Behauptung der Agence Havas, daß sich der deutsche Viehbestand in einer viel besseren Lage befindet als der Frankreichs, muß aufs entschiedenste widersprochen werden. Die Verlorung Frankreichs mit Milch ist genügend, während sich Deutschland in einer geradezu furchtbaren Notlage in der Milchversorgung befindet. Die Forderung auf Ablieferung der Milchkuhe in der angegebenen Höhe würde die Katastrophe des deutschen Kinderlebens beschleunigen, die das Gewissen der ganzen Welt wahrrufen sollte. Die Behauptung, daß Frankreich während der Besetzung 835 000 Stück Vieh verloren habe, ist nicht richtig, da der ganze Viehbestand in den seinerzeit besetzten Gebieten Frankreichs nur 893 113 Stück betragen hat und die Requisition sich nur auf Teile des Viehbestandes erstreckt hat. Sollten die Alliierten aber wirklich in der Lage sein, einen Nachweis über die Höhe des ihnen weggenommenen Viehes zu erbringen, so wäre es doch viel richtiger, die Viehbestände aus den viehreichen Gegenden der Welt zu entnehmen, als sie aus dem bis aufs äußerste erschöpften deutschen Volk herauspressen zu wollen.

Die Sozialisierung.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat beschloffen, im Reichstag folgende Interpellation einzubringen:

Ist die Reichsregierung bereit, zu erklären, wann sie den schon wiederholt — und besonders eindringlich nach dem Abkommen von Spa — zugesagten Gesetzentwurf über die Sozialisierung des Kohlenbergbaus vorlegen wird, und zwar einen Entwurf, der sich nicht etwa auf eine Gewinn-, Kapital- oder Ertragsbeteiligung der Arbeiter beschränkt, vielmehr die Vollsozialisierung der Kohlenförderung und der Kohlenverteilung durchführt wird?

Die Interpellation wird nach Wiederaufnahme der Plenarberatungen, die am 18. November erfolgt, von der Regierung zu beantworten sein.

Die Sozialisierung ein „gefährliches Experiment“.

Minister Severing führte auf dem Parteitage der Reichswehrsozialdemokratie für das östliche Westfalen aus:

„Die Sozialisierung sei unter den heutigen Umständen ein sehr gefährliches Experiment. Man solle an die gewaltigen Fehlbeträge bei Post und Eisenbahnen denken. Sehtutage könne das Reich sich derartige Experimente nicht leisten.

Schwere Bauernunruhen in Rußland?

Stockholm, 5. November. (Eig. Meld.) Wie „Stockholms Tidningen“ aus Helsingfors meldet, werden sämtliche Kommunisten in Moskau zum Nacht-Wachdienst ausgedient, in der herrschenden Unruhe mobilisiert. Schwere Bauernunruhen sollten in 15 Gouvernements infolge der Lebensmittelrequisitionen ausgebrochen sind.

Oesterreichs neuer Bundeskanzler.

Wien, 5. November. (Eig. Meldung.) Die Bildung des neuen Kabinetts dürfte im Laufe dieser Woche beendet sein. Doch ist heute schon sicher, daß an die Spitze des Kabinetts der Vizepräsident von Wien, Johann Schöber, als Bundeskanzler treten wird. Schöber entstammt einer oberösterreichischen Beamtenfamilie und ist 45 Jahre alt.

Wien, 5. November. (Eig. Meldung.) Die Meldung über eine Verlegung des Wiener Polizeipräsidenten Johann Schöber an die Spitze der Wiener Regierung wird in eingeweihten Kreisen bestätigt und wie man vernimmt, kann die Verlegung zum Bundeskanzler eigentlich schon als vollzogene Tatsache betrachtet werden. In parlamentarischen Kreisen verläutet ferner, daß die Wahl Schöbers auf den Einfluß der Wiener Ententezirkel zurückzuführen sei, die in ihm vorläufig die einzige Persönlichkeit sehen, die hart genug ist, um die jetzige Verwaltungsanarchie zu beheben und den Abbau der Wehrmacht durchzuführen.

Harding.

Frankzösische Stimmen zur Wahl Hardings. „Petit Parisien“ begrüßt Hardings Wahl und glaubt, daß damit die Freundschaft zwischen Amerika und Frankreich gestärkt sei. „Echo de Paris“ begrüßt die Niederlage Wilsons, seiner Diktatur und Clique. Wahlon und Baruch mit allen Männern der Diktatur seien befristet. Das Blatt glaubt, daß die Wahl Hardings seine klaren politischen Richtlinien bringen werde. Gewählt seien Männer der Geschäftswelt, die im Innern Ordnung und Vorlicht in der Außenpolitik wünschen. Auch „Matin“ nennt Harding den Mann der Ordnung und Klarheit. „Petit Parisien“ glaubt, die Wahl Hardings bedeute, da der Vertrag von Versailles ohne Vorbehalte angenommen (N) werde. Gleichzeitig sei es wahrscheinlich, daß der englisch-amerikanische Schutzvertrag angenommen nach dem „Petit Journal“ hat die Wahl Hardings dem Internationalismus einen schweren Stoß verleiht; der Nationalismus habe gesiegt. „Humanité“ erklärt: Amerika werde morgen wie gestern eine große Plutokratie sein mit einem der Landwirtschaft und der Industrie ergebenen Senat und Repräsentantenhaus. „Domme Libre“ sagt, die Wahl Hardings habe dem Amerikanismus gegen die Weltrevolution zum Siege verholfen.

Preussische Verfassung.

Berlin, 4. November. In der preussischen Landesversammlung wurden bei der fortgesetzten zweiten Lesung des Verfassungsentwurfes die Ausschussvorschlüge angenommen, nach denen die Mitglieder des Staatesrates und ihre Stellvertreter von den Provinziallandtagen und in Berlin von der Stadtverordnetenversammlung gewählt werden. Ferner wurden folgende Beschlüsse angenommen: Die Auflösung des Landtages erfolgt durch eigenen Beschluß oder durch Volksentscheid. Der Volksentscheid kann auch durch Beschluß des Staatesrates herbeigeführt werden. Der Beschluß des Landtages, sich aufzulösen, erfordert zur Gültigkeit die Zustimmung von mehr als der Hälfte der gesetzlichen Mitgliederzahl.

sondern müsse auf eine wirtschaftliche Form bedacht sein, die die größtmöglichen Vorteile habe.“

Unsere fränke Mark.

Amsterdam, 9. November. (Eig. Meld.) Ein neuer großer Preiskurz der Mark ist gestern in Holland zu verzeichnen gewesen. Gestern fiel in Amsterdam die Mark von 4,10 auf 3,86 Gulden für 100 Mark. Dieser Sturz ist wahrscheinlich die Folge der letzten Nachrichten über die Wiederherstellungsregelung.

(Zur gest. Beachtung.) Der wilde Streik in der Elektrizitätszentrale zu Chorzow hat auch die Druckerei unserer Zeitung in Mittelschlesien gezeugen. Von Freitag vormittag bis Montagabend war ihr Betrieb vollständig zum Stillstand verurteilt. Die „Miechomwitzer Zeitung“ konnte infolgedessen am Sonnabend nicht erscheinen. Wir werden das dadurch Veräumte nachzuholen versuchen.

Cotales.

Miechowitz und Umgegend.

X (Ueberfichtenabkommen in Oberschlesien.) Nach Mitteilungen des Reichskohlenkommissars, die dieser in einer Besprechung mit Vertretern der bayerischen Industrie getan hat, wird laut W.B. voraussichtlich noch Ende dieses Monats ein Ueberfichtenabkommen in Oberschlesien unterzeichnet werden, das allen Teilen des Reiches zugute kommen soll.

X (Warum die Kohle so teuer ist.) Bei einer mittleren Zeche betragen die Rechnungen für Grubenholz im Mai 1920 764 000 Mark gegen 29 400 Mark im Mai 1914; die Materialkosten 70 200 Mark gegen 35 000 Mark; die Löhne und Gehälter 3,2 Millionen Mark gegen 320 000 Mark; die Steuern 120 000 Mark gegen 26 000 Mark; der Durchschnittslohn der Gesamtbelegschaft 45,84 Mark. Dagegen sank die monatliche Durchschnittsleistung von 60 400 Tonnen auf 47 200 Tonnen und die Leistung je Mann und Schicht von 1,009 Tonnen auf 0,705 Tonnen. Daß bei gesunkener Leistung und gestiegenen Kosten eine in früheren Zeiten als ungeheuer empfundene Erhöhung der Kohlenpreise unvermeidbar war, liegt auf der Hand.

X (Streichholzpreise.) Die neuen Höchstpreise für Streichhölzer im Kleinhandel treten erst am 1. Dezember in Kraft. Während des Monats November bleibt der Ladenpreis noch unverändert.

X (Nachmal: Die ermäßigte Rindfleischpreise.) Wie bereits mitgeteilt wurde, werden die Rindfleischpreise derartig ermäßigt, daß der Verbraucher für das Pfund zu zehn Schachteln fortan 2,50 Mark statt wie bisher 3,50 Mark zu zahlen hat. Da in diesen noch größere Mengen von zu teuren Preisen eingekauften Rindfleisch im Kleinhandel vorhanden sind, können, wie den P. B. N. mitgeteilt wird, diese ermäßigten Preise erst vom 1. Dezember ab in Kraft treten. Die neuen Preise für den Großhandel von 1920 Mark für die Rinde zu 1000 Pfunden zu zehn Schachteln und die neuen Einkaufspreise des Kleinhandels von 2100 Mark für die Rinde zu laufend Pfunden zu zehn Schachteln, treten bereits ab 1. November 1920.

X (Kein Kampf der Turner gegen die Sportler in Oberschlesien.) Geleitet von dem Gedanken, daß besonders Oberschlesien in seiner augenblicklich so exponierten Lage nichts nötiger habe, als geschlossene Einigkeit, sind die führenden Männer der Leibesübungen treibenden Vereine der festen Ueberzeugung, daß in Oberschlesien der andernwärts angelegte und bereits auch teilweise ausgebrochene Kampf Turner gegen Sportler unter allen Umständen vermieden werden muß und auch nicht zum Ausbruch kommen wird. Dem ungeachtet, wüßten die Aufschwung der gesamten Bewegung in Turnen und Sport, der besonders in der letzten Zeit in Oberschlesien zu verzeichnen ist und in alle Schichten der Bevölkerung dringt, kann dadurch nur weiterhin bestens gebient sein.

X (Selbsthilfe gegen die Wohnungsnot.) In dem Erie Pergau im Kreise Merseburg ist ein Ehepaar im Begriff, die Wohnungsfrage die auch dort brennend ist, auf eigene Faust zu lösen. Es hat sich nicht nehm der Haltestelle der elektrischen Straßenbahn ein Stückchen Land gekauft und selbst ausgegüht, das Fundament aus Balken hergerichtet und ist nun im Begriff, die Wände hochzuwahren. Ein Beispiel, das allen Obdachlosen, die etwas vom Handwerk verstehen, zur Nachahmung empfohlen sei.

X (Füßler oder Klavier zu verkaufen.) Welch' großer Aufzug mit dem Wucher mit Klavieren und Instrumenten getrieben wird, davon hat die breite Leserschaft keine Ahnung. Auch die zuständige Behörde nicht. Es gibt fast in jeder Stadt einen Verkäufer, der, oft in Verbindung mit anderen Prozenten, für seinen Bezirk den ganzen Zwischenhandel und Klavierwucher reiflich organisiert. Soll gekauft oder verkauft werden, so ist er immer als erster auf dem Plan. Man könnte Bände, und ganze Romane, ja ganze Kinodramen schreiben über die Geschäftspraktiken dieser Zwischenhändler, die künstlich die Preise für ganz alte, fast wertlose Flügel auf 2000 bis 3000 Mark in die Höhe schrauben, an die man im Frieden nicht mal die Transportkosten gewagt hätte. Zur Abhilfe gegen diese Zwischenhändler wird ein Weg empfohlen. Durch ein kleines Zeitungsinsert oder durch Vermittlung eines Vereines tun sich etwa zehn Personen zusammen, die einen solchen Zwischenhändler beobachten, ausfragen, mit ihm scheinbaren Handel eingehen, ihn einen Flügel verkaufen lassen. Er wird sich bald festgelegt haben, so daß er dann zu lassen ist. Lehnt der Staatsanwalt ab, einzuschreiten, so bleibt noch der Weg zum Bürgermeister offen, der hoffentlich den zehn Personen mehr glauben wird, als dem Händler. Der Magistrat oder die Gemeinde hat dann Mittel und Wege genug, um dem Händler das Handwerk zu legen, bezw. ihn öffentlich bloßzustellen. Wer mag es?

X (Zur ober-schlesischen Eisenmarkt.) Am ober-schlesischen Eisenmarkt war in der vergangenen Woche der Geschäftsgang im allgemeinen lebhaft. Besonders die Nachfrage des Auslandes hält sich in annehmbarer Grenzen, wiewohl mahrscheinlich unter dem Eindruck der unklaren Verhältnisse am internationalen Geldmarkt der Auftragsbestand nicht in demselben Maßstab wie gegen Mitte des Vormonats zugenommen hat. Besonders bemerkenswert ist, daß sich wieder größeres Interesse für Fertigschmelze bemerkbar macht und besonders seitens der Tschechoslowakei scheint man im Hinblick auf den demnächst abzuschließenden Handelsvertrag bereit zu sein, neue Geschäftsverbindungen anzuknüpfen und alle neuer zu gestalten. Recht lebhaft bleibt auch die Nachfrage für Rohisen, wobei jedoch leider die Tatsache festzustellen ist, daß die Geschmeltkosten die Meistens haben, sich weiter zu erhöhen. Es liegt dies teilweise auch daran, daß Kohlen beim Roks in Bezug auf die Qualität außerordentlich minderwertig geworden sind, so daß der Brennstoffverbrauch im Verhältnis zur Erzeugung um ein Vielfaches gestiegen ist. Diese Tatsache trifft die ober-schlesische Eisenindustrie umso härter, als sie sich in Bezug auf die Preise nach den Beispielen des Eisen-

wirtschaftsbundes richten muß. Besonders die Konkurrenz der tschechoslowakischen Eisenhütten macht sich fühlbar, weil diese mit Gültigkeit vom 1. November ab ihre Preise den deutschen Verhältnissen weiter angehoben haben. Was die Erzversorgung anlangt, so vollzieht sie sich jetzt in Oberschlesien im allgemeinen reibungslos, wiewohl auch hier der schlechte Stand der Markt außerordentlich hohe Preise bedingt.

X (Zimmerlüftung.) Die zweckmäßige Art der Wohnungslüftung ist jetzt in der Zeit der Kohlenknappheit nicht ohne Bedeutung. Es ist nötig, mit der in der Wohnung vorhandenen Wärme möglichst sparsam umzugehen. Viel zu wenig wird beachtet: Je größer der Unterschied der Innen- zur Außentemperatur ist, um so schneller läßt sich ein Raum lüften. Was wir im Sommer nur durch längeres Offenhalten der Fenster erreichen können, geht im Winter innerhalb weniger Minuten vor sich. Öffnen wir in der kalten Jahreszeit die Fenster zu lange, so wird die Wohnung nicht nur gelüftet, sondern ausgelüftet. Die beste Lüftung läßt sich erreichen, wenn in der Wohnung durch gegenüberliegende Fenster und Türen ein Gegenzug erzeugt werden kann. Binnen kurzer Zeit läßt sich dadurch die größte Wohnung durchlüften. Aber auch bei der vorgeschlagenen Art der Lüftung tritt eine langsame Abkühlung der Zimmer ein. Diese Abkühlung kann dadurch vermindert werden, daß die Heizung in der weniger kalte Tageszeit, in die Mittags- und frühen Nachmittagsstunden verlegt wird und man es morgens bei einer ganz kurzen Lüftung bewenden läßt.

X (Der Schiedspruch bei der Kleinbahn.) In dem Lohnstreit der Angestellten und Arbeiter der Schlesischen Kleinbahn A.-G. mit deren Verwaltung hat am 4. d. M. der Schiedsgerichtsausschuß in Gleiwitz, einen Schiedspruch gefällt, nach dem die Verwaltung folgendes zu gewähren hätte: Eine Wirtschaftsbeihilfe für August, September und Oktober, und zwar 200 Mark für Verheiratete mit Kindern, 160 Mark für Verheiratete ohne Kinder, 120 Mark für ledige Personen über 20 Jahre, 100 Mark für ledige weibliche Personen über 20 Jahre, 80 Mark für männliche und 60 Mark für ledige weibliche Personen unter 20 Jahre; eine Kinderzulage von 25 Mark für das zweite und jedes weitere Kind; ferner einen 7prozentigen Gewinnanteil, Lohnaufschlag und Gewinnbeteiligung müssen mindestens 10 Prozent des gegenwärtigen Lohnes betragen. Die Parteien haben sich hier zu ihre Stellungnahme vorbehalten.

X (Beitritt der diesjährige Personenaufnahme.) Zum Zwecke der Vorbereitung der Veranlagung zur Einkommensteuer für die Rechnungsjahre 1920-21 findet auf Anordnung des Reichsministers der Finanzen eine Personenaufnahme am Montag, den 15. November 1920 bei den einzelnen Haushaltungen statt.

X (Zum Wahlausgang Miechowitz.) Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß der Wahlausgang in seiner Sitzung vom 2. November beschlossen hat, anstelle des als Gemeindevorsteher ausgeschiedenen Fabrikleiters Franz Moser den Hausverwalter Richard Nitzsche als Ersatzmann zu bestimmen.

X (Lebensmittelverkauf.) In der 45. Woche, das ist vom 31. Oktober bis 6. November 1920, gelangen zur Ausgabe: 1. In sämtlichen Geschäften a) auf die Lebensmittelkarte A Marke Nr. 52 und 53 125 Gr. Weizengrieß, Preis für 1 Pfund 1,65 Mark, 125 Gr. 42 Pfg., b) auf die Lebensmittelkarte B (Kinder) Marke Nr. 53 2 Pfd. Grieß für 3 Wochen Preis für 1 Pfd. 1,65 Mark, c) marktfreie Auslandsbohnen Preis für 1 Pfund 50 Pfg., Mehlsorten pro Pfund 2,50 Mark, 2. In den bekannten Buttergeschäften a) auf die Lebensmittelkarte A und B Marke Nr. 56 170 Gr. Schmalz, Preis pro Pfund 18 Mark, 170 Gr. 3,12 Mark, 30 Gramm Butter, pro Pfund 17,25 Mark, 30 Gramm 1,04 Mark, b) auf die Krankenbutterbezugskarte Nr. 34 Butter zum Preise von 17,25 Mark l. 3. In den Krankennährmittelgeschäften auf die Gries-Bezugskarten der 1. und 2. Woche Gries zum Preise von 1,65 Mark je Pfund. Alle Bezugskarten sind ungültig. Hafersorten und Reis ist nicht eingegangen.

X (Posener Mehl.) Auf die Marken der Einfuhr-Zulasskarte vom 27. 9. bis 3. 10., vom 4. 10. bis 10. 10., vom 11. 10. bis 17. 10. und 18. 10. bis 24. 10. (rofa) gelangen je 500 Gramm Posener Mehl (2000 Gramm) zur Ausgabe. Preis pro Pfund 70 Pfg. Selbstverfolger haben auf Posener Mehluweisung keinen Anspruch.

X (Ein trauriges Zeitbild.) Unter der Anlage des Verbrechens gegen das menschliche Leben hatten sich vor der Strafkammer in Weiden sechs Frauen aus Miechowitz zu verantworten. Zwei derselben, die erst jüngst verurteilt sind, waren von ihren wegen Anklage auf dem Verbrechen angeklagten Männern begleitet, zwei andere Angeklagte sind ebenfalls verurteilt und die letzten beiden befinden sich im Witwenstande. Der Frau, an die sich die Angeklagten mit Erfolg gewandt hatten, wird in einer besonderen Verhandlung der Prozeß gemacht werden. Alle Angeklagten wurden bis auf einen der mitangeklagten Gekerkerten des ihnen zur Last gelegten Verbrechens überführt und zu Gefängnisstrafen von 2 bis 6 Monaten verurteilt.

X (Wieder ein Raubfall.) Am Sonnabend gegen 10 Uhr vormittags sollte eine Kontantin der Baufirma Biehl und Dremnick aus Schoppinitz Wohnungsgelder in Höhe von Mark 10 000 an die Baustelle bringen. An der Ausweiche der Kleinbahn auf der Chausseestraße trat plötzlich der Dame ein junger Mann entgegen, hielt ihr einen geladenen Revolver vor und entriß ihr die Aktentasche mit den 10 000 Mark. Ein zweiter Bandit, der in nächster Nähe sich aufhielt, nahm die Tasche an sich und flüchtete nach Borken zu. Die Ueberfallene rief laut um Hilfe, jedoch einige Arbeiter herbeileiten, die die Verfolgung der Räuber aufnahmen. Während der Verfolgung warf einer der Banditen eine Handgranate, die aber zum Glück ihr Ziel verfehlte. Die Banditen wurden von den Arbeitern überwältigt und festgenommen. Beide Räuber befanden sich noch im Besitz von scharfgeladenen Armeerevolvern und vieler Munition. Die Festgenommenen sind erstens der in Rosdgin-Schoppinitz bekannte und ge-



Zum Schweinschlachten
offeriert
Heidegraupe, Heidegrieß und Gewürze
billigt.
Benno Weiss
Miechowitz, Hindenburgstraße.

Do hicia wieprzy
poleca
krupy pogańskie, pogańska gryska i inne przyprawy
tanio.
Benno Weiss
Miechowice, ulica Hindenburga.

fürchte Bandit Anton Brona, sowie der bekannte Einbrecher Thomas Kubisa, beide aus Schoppinitz gebürtig. Brona hat auch den letzten Ueberfall auf einen Kaufmann in Schoppinitz, bei welchem er 80 000 Mark gestohlen hatte, ausgeführt.

X (Der 200 000 Mark-Bohnenraub.) Zu dem in Gemagrade verübten Diebstahl von etwa 200 000 Mark Bohnengeldern erfahren wir noch, daß der unter dem dringenden Verdacht der Täterschaft stehende Bürobedienter Franz Adam, welcher seit der Tat verschwunden ist, wahrscheinlich identisch ist mit einem Franz Adam, der seit Juli v. J. unter dem Verdacht, in Königshütte einen Postraub ausgeführt zu haben, von der dortigen Kriminalpolizei gesucht wird. Schon vorher soll er sich gelegentlich seiner Tätigkeit im Gemeindebüro Bismarckhütte verschiedener Schiebung in Schlüssel schuldig gemacht haben und deshalb mit 11 Monaten Gefängnis bestraft worden sein. Adam soll sich nach dem Postraub nach Garkowa bei Sosnowice in Polen begeben haben, wo er mit einer gewissen Frau Agnes Musiol ein Liebesverhältnis angeknüpft hat, obwohl er in Bismarckhütte eine Frau und vier Kinder hat. Der Ehemann der Musiol und ihre beiden Kinder sollen dann im Januar d. J. auf rätselhafter Weise ermordet worden sein, worauf Adam mit seiner Geliebten Garkowa verlassen. Bei der Verwaltung der Gemagrade wurde er im Mai d. J. als Bürobedienter angestellt, und zwar durch Vermittlung des Arbeitsnachweises in Rybnitz. Die Anstellung erfolgte, weil Adam der Grubenverwaltung als Kriegsverlehter bezeichnet wurde. Er ist von mittelgroßer Figur, schlank, hat ein hageres Gesicht, trägt kurzes, schwarzes Haar und einen kleinen schwarzen Schnurrbart. Besonders kenntlich ist er durch das Fehlen des vierten Fingers der linken Hand. Er pflegt infolge dieser Verletzung die linke Hand verbunden zu tragen. Die Grubenverwaltung hat auf die Wiederbeschaffung der gestohlenen Summe oder eines Teiles derselben 10 Prozent des wiederbeschafften Betrages als Belohnung ausgesetzt.

X (Hirschberg, 6. November.) Eine furchtbare Familienkatastrophe hat sich Freitag früh in dem Wohnort Hirschberg zugetragen. Der früher: Buchdruckereibesitzer Dürrenberger hatte das ihm gehörige Hotel Villa Hirschberg verkauft und sollte Freitag das Haus räumen. Freitag früh gegen 5 1/2 Uhr schlügen Flammen aus dem Hotel. Die Nachbarn die zur Hilfe herbeieilten, fanden alle Türen verriegelt und mußten sich mit Gewalt Eingang verschaffen. In einem Zimmer bot sich ihnen ein entsetzlicher Anblick dar. Dort lag der 15 Jahre alte Sohn des Besitzers tot, während die Frau, die Schwiegermutter und eine 16 Jahre alte Tochter schwer verletzt aufgefunden wurden. Obwohl der Tote als auch die Schwerverletzten vielen furchtbaren Verletzungen, die von Heißhitz herührten, besonders an den Köpfen auf. Der Besitzer Dürrenberger war zunächst nicht aufzufinden. Als sich die Flammen weiter verbreiteten, erschien er auf dem Balkon des zweiten Stockes. Man wollte ihn auf einer Leiter retten. Er aber stürzte sich vom Balkon herab und erlitt so schwere Verletzungen, daß er gegen Mittag starb. Die drei weiblichen Familienangehörigen waren am Nachmittag noch bewußtlos und wurden in das Krankenhaus nach Warmbrunn gebracht. Das Feuer zerstörte vollständig den Dachstuhl und das oberste Stockwerk. Der andere Teil des Gebäudes konnte erhalten bleiben. Man nimmt an, daß vielleicht Dürrenberger, ein Mann von annähernd 50 Jahren, die Tat in einem Anfall von Geisteskrankheit verübt hat. Eine Tochter von 18 Jahren befand sich auf einer Reise in Biegnitz und entging so dem Schicksal ihrer Angehörigen.

Weiden und Umgegend.

X (Der neue Kreisfiskalkontrollant.) Der bisherige Kreisfiskalkontrollant von Weiden-Land, der vielgenannte Major Tietze, wird, wie wir erfahren, nicht mehr nach Oberschlesien zurückkehren. Er befindet sich zur Zeit noch in London im Hospital. Sein Nachfolger ist der englische Oberst Colerell, der bisher Kreisfiskalkontrollant des Landkreises Rosenbergs war und dort eine strenge Objektivität an den Tag gelegt hat. Oberst Colerell ist hier und hat sich als Offizier lange Jahre im Orient befunden.

Krankenbutter!
Der geehrten Kundschaft zur gesl. Kenntnis, daß ich den weiteren Verkauf von **Krankenbutter** abgelehnt habe.
A. Scholich, Miechowitz
Parkstraße.

Masto dla chorych!
Szcz. klientelom donoszę uprzejmie, że ja dalszą sprzedaż **masła dla chorych** odłożyłem.
A. Scholich, Miechowice
ulica Parkowa.

X (Französische Parade auf dem Marktplatz.) Am Montag wollte General Le Mond in Weiden und nahm auf dem Marktplatz die Parade über die hiesigen Besatzungsstruppen ab. Dabei wurden an mehrere Offiziere und Mannschaften Ordensauszeichnungen ausgeteilt. Dem Vorwärtsschritt der Fußtruppen folgte die Militärkapelle mit ihren Gesängern, denen sich mehrere Tausend angeschlossen.

X (Aufgeklärter Raub.) Der vermögende Ueberfall auf die Buchhalterin des Müllereimasters Sch. ist von der Kriminalpolizei jetzt vollständig aufgeklärt worden. Der Arbeitsbursche Morawitz, der vor der Haustüre Schmiere gestanden und bald nach dem Raube festgenommen werden konnte, hat sich zu einem Geständnis bequemt und die beiden Lehrlinge Kulisch und Kufowski aus Rosberg genannt, von denen einer früher als Zimmerlehrer in der Buchhalterin des Müllereimasters Sch. war, und aus diesem Grunde mit den Geschäftsgelogenheiten vertraut war. Kulisch ist bald darauf in der elterlichen Wohnung festgenommen worden. Von dem Raube, in den er sich mit Kufowski geteilt haben will, hatte er nur noch 2000 Mark in seinem Besitz. Den Rest will er einem Unbekannten zur Aufbewahrung übergeben haben, der nach seinen ganz unwahrscheinlichen Angaben mit dem Gelde nach Polen geflüchtet sein soll. Kufowski ist mit seinem Teil des geraubten Geldes entkommen.

X (Festnahme von zwei Straßenräubern.) Der Mädchenmord auf der Donnersmarktstraße in der vorigen Woche hat den räuberischen Ueberfall auf den Kaufmann Rosenthal, dem einige Tage vorher 60 000 Mark auf der Straße geraubt wurden, zur Aufklärung und die beiden Banditen hinter Schloß und Riegel gebracht. In der Gesellschaft des Krieginvaliden Thoma n n e t, der auf der Donnersmarktstraße ein junges Mädchen erschossen, in dem übrigens später die 20jährige unverheiratete Gertrud Demarz aus Königs hütte ermittelt wurde, befand sich auch der Schuhmacher Paul Bombelka aus Himmelwitz, der bei dem Festgelage in Königshütte den Zahlmeister gespielt hatte. Das Geld stammte aus dem Rosenthal'schen Raube und Bombelka hat bei seiner in der Mordnacht noch erfolgten Festnahme den Raub an dem Kaufmann Rosenthal eingestanden. Er hatte noch 1200 Mark in seinem Besitz. Er ist auch derjenige gewesen, der den Kaufmann Rosenthal den Revolver, der ihm ebenfalls bei seiner Festnahme abgenommen worden war, vor die Brust gesetzt und dem Ueberfallenen die Aktentasche mit dem Gelde geraubt hat. Als Mittäter hat er den Grubenarbeiter Skatton aus Schlesiengrube genannt. Daraus haben sich zwei Kriminalbeamte sofort nach Schlesiengrube begeben und den Skatton, der sich auf der Schicht befand, auf der Grube verhaftet. Er war noch im Besitz von 10 000 Mark, jedoch von dem geraubten Gelde noch circa 12 000 Mark gerettet werden konnten.

Tarnowitz und Umgegend.

X (Landwirtschaftliche Winterschule.) Zur neu eröffneten landwirtschaftlichen Winterschule in Tarnowitz gehören folgende Kreise: Kreuzburg, Rosenberg, Lublitz, Tarnowitz, Weiden Land, Grotz-Schlesien, Oppeln, Gleiwitz, Zabrze, Kattowitz. Untergebracht wird die Schule im St. Johanneshaus. Dasselbst finden die Schüler eine Unterkunft und Verpflegung, letztere beträgt pro Tag 10 Mark. Außerdem wird ein Schulgeld von 300 Mark gefordert. Eine Anzahl Schüler sind bereits angemeldet, es sind jedoch noch Plätze frei. Der Unterricht wird von Direktor Griebel und einem landwirtschaftlichen Lehrer erteilt. Die Lehrmittel der früheren Winterschule, die sehr zahlreiche sind und im Zeughaule untergebracht waren, werden in den nächsten Tagen nach dem St. Johanneshaushaus übergeführt.

Ein jüngeres Bedienungsmädchen
für 3 Stunden täglich vormittags wird per sofort gesucht. Zu erfragen im Restaurant „Parkstraße“ Miechowitz.

Ein jüngeres Bedienungsmädchen
für 3 Stunden täglich vormittags wird per sofort gesucht. Zu erfragen im Restaurant „Parkstraße“ Miechowitz.

Unterhaltungsblatt

• • Rotationsdruck und Verlag: Gebelider Wenske, Königschütte O.-S. • •

~ Höhen und Tiefen. ~

Roman von M. Eitner.

(25. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Einer Mutter Herz ist immer offen,“ entgegnete die alte Dame. „Vergleichen darf nicht erzwungen werden. Ich sage dir nur eins, Hugo: ich habe meinen Sohn immer lieb gehabt. Jetzt achte ich ihn hoch, da er sich so ganz überwunden hat.“

„Mama, ich danke dir.“

Noch nie hatte der Sohn in so demüthiger, zärtlicher Hingabe der Mutter Hand geküßt, wie in diesem Augenblick.

Am nächsten Tage, gleich nach Tisch, sollte die Tour zur Molkentur unternommen werden. Der Professor schlug vor, daß sie bis zum Burghof gemeinschaftlich fahren wollten. Dann sollte es dem Baron und Maria erlaubt sein, auszustiegen und langsam zur Molkentur nachzukommen.

Im Lauf des Morgens erschienen die Professoren Niemer und Helmholtz bei Langhelbs. Sie hatten den Baron ankommen sehen, hatten ihre Kombinationen gemacht und wollten der Tatsache auf den Grund kommen. Unter irgend einem unbedeutenden Vorwande besuchten sie den Kollegen und fanden ihre Ahnung bewahrheitet, ihre Kombination richtig. Sie waren sehr erfreut. Professor Kleiner dachte mit Genugthuung daran zurück, daß er damals den beiden Liebenden ein kurzes, ungestörtes Zusammensein verschafft hatte, als er sie von seiner eigenen Person befreite.

Langheld wehrte den Kollegen nicht, als sie den Wunsch ausdrückten, dem Brautpaar ihre Glückwünsche darzubringen. Bald empfahlen sie sich wieder.

Die kurze Zeit, welche der Baron verweilen konnte, sollte dem Brautpaar nicht durch andere Menschen verkürzt werden. Niemand wurde zu der geplanten Tour aufgefordert. Sie fuhren alle bis zum Burghof. Dort stieg das Brautpaar aus.

„Gehen wir direkt zur Molkentur?“ fragte der Baron.

„Ach nein, Gerhard. Bitte, zum Schlossaltar, — zum Erker.“

Baron Gerhard lächelte. Er hatte denselben Gedanken, denselben Wunsch gehegt. Sie winkten den Fahrern einen Gruß zu und versprachen, bald nachzukommen.

Dort, im Erker, wo der Baron Maria seine Liebe gestanden hatte, schloß er sie jetzt wieder in seine Arme, nicht mehr hangend und bangend, sondern in vollem, seligen Glück.

Sie sagten nichts. Sie blickten schweigend hinab in die herrliche Landschaft, die hier und da schon das Nahen des Herbstes zeigte. „Meine blasse Blume muß wieder frisch und rosig werden,“ sagte der Baron schließlich.

Maria lächelte und entgegnete: „O, es ist jetzt gerade, als fließe neues Leben in mir. Die letzten Monate liegen wie ein Traum hinter mir, wie ein schwerer, düsterer

Traum. Es muß aber doch wohl gut für mich gewesen sein, daß ich ihn erst durchträumen mußte.“

Dort im Erker, während er seine Braut in den Armen hielt, erzählte der Baron, was er von den Beziehungen des Professors zu der Familie Wellinghausen wußte, erzählte von Tante Elisabeth.

Tränen standen in Marias Augen. „Armer Papa!“ flüsterte sie, „also darum! darum! O, und deine arme Tante Elisabeth!“

Langsam durchschritten sie dann wieder den Burghof und gingen aufwärts zur Molkentur. Es waren köstliche Stunden, die sie dort oben verbrachten, inmitten der herrlichen Natur, die heute nicht im Widerspruch stand mit der Stimmung der Menschen.

Einen Tag noch blieb der Baron, dann reiste er in die Heimat zurück. Maria drang nicht in ihn, länger zu bleiben. Sie war so glücklich, daß sie andere nicht betrüben wollte. Sie sagte sich, daß Hildegard sich ohne den Bruder sehr einsam fühlen würde.

„Wenn es möglich ist,“ hatte der Baron gesagt, „so komme ich zu Weihnacht wieder und zwar auf längere Zeit. Und dann im Frühjahr wird meine kleine Braut meine Frau. Das hat mir dein Papa versprochen. Ob ich mich noch irgendwo habilitiere, oder ob ich schließlich nicht doch unser väterliches Gut übernehmen muß, das liegt noch im Dunkeln. Das müssen wir in Ruhe abwarten. Es wird sich alles klären.“ —

Dankbar erkannte Baroness Hildegard es an, daß Gerhard so schnell zurückkehrte, obgleich sie ihn nicht darum gebeten hatte. Nach all dem Leid, welches das Schloß der Wellinghausen betroffen hatte, war Gerhards Verlobung wie ein Glück, für das sie alle nicht genug danken konnten. Besonders die Baronin schien aufzuatmen, Ihre Augen strahlten, als sei ihr selber ein großes Glück widerfahren.

Es war ein inniges, schönes Zusammensein zwischen den Bewohnern des Schlosses, zu welchen sich Graf Erbach oft gesellte. Die anderen schienen es nicht zu merken, doch Baron Gerhard hatte ein Gefühl, als ob der Graf sich verändert habe. Er meinte eine Unruhe an ihm zu bemerken, die ihm früher nicht aufgefallen war. Auch flammten mitunter seine Augen auf, und preßten sich seine Lippen zusammen, als bezwinde er ein mächtiges Gefühl oder einen tiefen Schmerz.

Durch Gerhards Seele zog plötzlich ein Ahnen von dem, was den Grafen bewegte. Sein Blick glitt mitunter von diesem zu Hildegard hin, doch konnte er bei seiner Schwester nichts bemerken, was darauf schließen ließ, daß sie des Grafen Wesen verstand. Doch wie eine terra sancta erschien ihm dieses Gebiet. Lippen und Hände

fühlte er gebunden und verhindert, hier in irgend einer Weise mitzuwirken.

Die momentane Ruhe, die auf dem Schlosse herrschte, wurde bald wieder unterbrochen. Während der letzten Novembertage erhielt Baroneß Hildegard einen Brief aus Sendens Garnisonstadt vom Oberstabsarzt des Regiments. Dieser hat von vornherein um Entschuldigung seiner Zusage wegen, die er jedoch als Arzt für seine Pflicht erachte. „Frau Rittmeister von Senden,“ schrieb er weiter, „ist schon seit vierzehn Tagen schwer krank; nach menschlichem Ermessen ohne jede Hoffnung auf Besserung. Wie eine fixe Idee hat es sich bei ihr festgesetzt, Sie, meine gnädige Baroneß, noch einmal zu sehen. Möglicherweise könnte die Erfüllung dieses Wunsches eine Aenderung im Zustande der Kranken hervorbringen. Ich hatte, von diesem Standpunkte ausgehend, den Herrn Rittmeister ersucht, an Sie, gnädige Baroneß, zu schreiben und um Ihren Besuch zu bitten. Der Herr Rittmeister hat mir jedoch erklärt, es sei unmöglich, der Baroneß eine solche Bitte zu stellen. So lege ich denn als Arzt Ihnen die Bitte ans Herz, zu kommen und dadurch möglicherweise als Retterin der Kranken zu erscheinen.“

Baron Gerhard stand neben der Schwester, als sie diesen Brief las. Sie reichte ihm denselben.

„Willst du gehen, Hilde?“ fragte Gerhard, nachdem er gelesen hatte.

„Gewiß, Gerhard, ich halte das für Pflicht.“

„Wird es dir nicht schwer, Hildegard?“

Eine leichte Röthe stieg in das sonst so blass Gesicht der Baroneß.

„Nein, Gerhard,“ entgegnete sie dann, „es wird mir nicht schwer. Mein Herz ist Senden gegenüber völlig ruhig. Seine Liebe war eine Täuschung, — meine wohl auch. Schreibe per express an Senden in meinem Namen. Lege den Brief des Oberstabsarztes bei und füge zu, daß ich übermorgen gegen Mittag eintreffen würde. Vielleicht dient das Anna zur Beruhigung. Jetzt will ich zu Tante Elisabeth gehen und ihr alles mitteilen.“

Als Graf Erbach eine Stunde später kam und von dem Briefe, sowie von Hildegards Entschluß hörte, zuckte es in seinen Äugen.

„Sie wollen wirklich dorthin gehen, Baroneß?“ fragte er.

„Ja,“ rief, das will ich. Ich bin überzeugt, wenn ich

„Nein“ gesagt hätte, würden Sie der erste gewesen sein, der mir zuredet hätte, zu gehen. Soll ich den Wunsch einer Schwerverkrankten unerfüllt lassen?“

„Ach, Baroneßchen, ich bin Ihnen gegenüber immer der Geschlagene. Gehen Sie nur mit Gott, und“. . . Es war, als habe er noch etwas zusehen wollen, doch er schwieg.

Als Hildegard zur bestimmten Stunde auf dem Bahnhof der Garnisonstadt eintraf, stand Senden dort, sie erwartend. Er trat an sie heran und küßte die Hand, die sie ihm freundlich reichte. Er sah sehr ernst aus, und in seinem ganzen Wesen lag etwas, das ihn früher fremd gewesen war, das Hildegard jedoch angenehm berührte. Ehe er ein Wort sagen konnte, fragte sie: „Wie geht es Anna?“

„Nicht gut, Baroneß. Der Arzt hofft alles von Ihrem Besuch, weil Anna ununterbrochen seit acht Tagen nach Ihnen verlangt.“

„Sie hätten mir eher schreiben sollen, Herr von Senden. Sie hätten sich denken können, daß ich kommen würde.“

„Ja,“ entgegnete der Rittmeister ernst, „ich hätte es mir denken können.“

Bald war die Baroneß im Krankenzimmer neben der in hohem Fieber liegenden jungen Frau. Die schwarzen Äugen schienen aufzulodern; zu gleicher Zeit sprach jedoch eine gewisse Angst aus ihnen. Der Arzt hatte ohne Bedenken gestattet, daß Hildegard sofort zu der Kranken ging, die auf den Besuch vorbereitet war.

Die beiden waren allein. Anna sagte Hildegards Hand und sagte hastig: „Ich danke dir, daß du gekommen bist, ehe ich sterben muß.“

„Du wirst wieder gesund werden, Anna,“ beruhigte sie Hildegard.

„Nein, nein, und ich will es auch nicht. — O Hildegard!“ — und die Kranke begann plötzlich zu schluchzen, — hätte er mich nie gesehen! Hätte Artur mich nie gesehen! Ich habe ihn unglücklich gemacht, ich weiß es. Und jetzt, seit ich krank liege, ist es mir klar geworden, daß ich, ich allein schuld bin, wenn unsere Ehe nicht glücklich ist. — Du hättest Artur glücklich gemacht.“

„Laß das, Anna,“ unterbrach Hildegard. „Laß die Vergangenheit ruhen. Du weißt es, und du hast es gesehen, daß Senden und ich nicht füreinander geschaffen waren. Werde ruhig, Anna. Wenn der liebe Gott dir Leben und Gesundheit wiederschickt, so kann das, was bis jetzt nicht gut war, es doch noch werden. Du weißt: it is never too late to mend. — Laß nur nie etwas zwischen dir und ihm liegen. Das taugt nicht.“

„O Hildegard, ich habe immer nur getan, was ich gern wollte, nie das, was er wollte. Und dann ist es gekommen, daß ich ihm gleichgültig, ganz gleichgültig wurde, denke dir, in so kurzer Zeit. Als er vom Rande zurückkam, wo er einen Unfall gehabt hatte, war er eigentümlich weich und ernst gestimmt. Er war da sehr gut zu mir, und doch hörte ich nicht auf, ihn zu kränken und zu reizen. — Und jetzt kommt der Tod. — Da kam es plötzlich über mich, während ich krank lag, daß so viel Schuld auf mir lastet. Hildegard, vergib alles.“

Mit Fieberhast wurden alle diese Worte heraufgestoßen. Die Baroneß ließ die Kranke reden. Es war vielleicht am besten für sie, wenn sie sich die Seele freireden konnte.

„Ich habe dir nichts zu vergeben, Anna,“ sagte Hildegard, „ich habe keinen Groll gegen dich.“

Anna blickte auf die Baroneß, die in der tiefen Trauerkleidung mit dem edlen Gesicht ihr wie eine Königin erschien.

„Ich habe ihn unglücklich gemacht,“ flüsterte sie wieder.

„Es ist gut, wenn ich sterbe.“

„Nein, Anna, wir wollen bitten, daß du leben bleibst, und du deinen Mann noch glücklich machen kannst.“

„Bleibst du hier, Hildegard?“

„Wenn es dich beruhigt, Anna, gewiß, solange ich dir nützen kann. Gerhard ist zu Hause. So ist Tante Elisabeth nicht ganz allein.“

„Ach ja, bleibe, bleibe. Wenn jemand bei mir ist, der so gut ist wie du, hilft der liebe Gott vielleicht Artur und mir.“

Hildegard blieb. Wie vorausgesehen war, und wie der Arzt erwartet hatte, stand es am nächsten Tage schlecht mit Frau von Senden.

Die Baroneß war viel im Krankenzimmer. Wenn ihre Gegenwart dort nicht nötig war, blieb sie in ihrem Zimmer, um sich auszuruhen. Sie wollte dem Rittmeister, soweit es möglich war, jedes unangenehme Gefühl, das durch Alleinsein mit ihr hervorgerufen werden konnte, ersparen. Sie hatte ihn gebeten, daß er nach wie vor, seit Annas Krankheit, im Kasino essen möchte, da sie selber Anna nicht so viel Zeit entziehen wollte, wie zu gemeinsamen Mahlzeiten erforderlich war.

Vier Tage hindurch erschien der Zustand der Kranken völlig hoffnungslos. Das Fieber hatte etwas nachgelassen, aber die Schwäche war so, daß der Arzt von ihr alles fürchtete. Das Gemüth der Kranken schien jedoch ruhiger geworden.

Als Senden eines Nachmittags neben ihrem Lager gesessen und sie wieder verlassen hatte, sagte sie zu Hildegard, die kurz darauf eintrat: „Wenn ich jetzt sterbe, Hildegard, so weiß ich doch, daß Artur mir alles vergibt. Er war so gut zu mir. Er hat gesagt, wenn ich gesund sein würde, so wollen wir alle beide es besser machen als bisher, aber es ist zu spät, denn ich werde doch nicht gesund. Ich sehe es an des Doktors Gesicht.“

„Du täuschst dich, Anna. Der Doktor ist durchaus nicht ohne Hoffnung. Du mußt nur recht ruhig bleiben.“

(Fortsetzung folgt.)

Wie man einen Wolkenkratzer baut.

(Nachdruck verboten.)

Der Wolkenkratzer ist das sichtbarste Symbol des Geistes der Neuen Welt. In dem Geschäftsviertel der amerikanischen Stadt recken diese schlanken Riesenbauten ihre Häupter hoch gegen den Himmel und bilden den Mittelpunkt, das eigentliche Herz der Stadt. Der Wolkenkratzer dient fast niemals Wohnungszwecken, wenn er nicht gerade als Hotel ausgebaut wird, sondern bietet Büreaus und Geschäftsräumen ein Heim. So vereinen sich in diesen Wolkenkratzern die industriellen und finanziellen Interessen einer ganzen Stadt; in kleinen Städten steht in der Mitte solch ein gewaltiges Haus, in dem alle Büreaus der Industrie usw. untergebracht sind. In einer kleinen Stadt Pennsylvaniens z. B. kann man in solch einem Wolkenkratzer sich verheiraten, sich versichern, sich operieren lassen, sein Testament aufsetzen und den Sarg mit vornehmster Beichenseier bestellen.

Die meisten Wolkenkratzer hat naturgemäß New York aufzuweisen, schon deshalb, weil die östliche Metropole auf einer Insel liegt und sich daher nur nach oben ausdehnen kann. Außerdem will sich das moderne amerikanische Geschäftsleben stets innerhalb weniger Straßen abspielen, konzentriert daher den Geschäftsbetrieb auf einige wenige Häuserkomplexe, vereinfacht ihn so und erspart viel Zeit. Zwei der gigantischen New Yorker Wolkenturme sind höher als der Kölner Dom: das Singer-Gebäude um 30 Meter und das Metropolitan sogar um 45 Meter.

In einer interessanten Korrespondenz der „Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ wird der Bau eines solchen Wolkenkratzers geschildert, in dem die amerikanischen Architekten die Aufgabe gelöst haben, auf geringer Bodenfläche Raummöglichkeiten zu schaffen, für die in europäischen Städten das Vielfache des Verdienstes zur Verfügung stehen würde. Solch ein Bau wird natürlich von einem gewöhnlichen vierstöckigen Hause in allem, in Materialien, Ausführung, Architektur sehr verschieden sein. Da Wolkenkratzer auf teurem Grund und Boden stehen, muß der Grundriß ganz dem Bauplatz angepaßt werden und ist bald dreieckig, bald halbrund, bald rechteckig. Manche dieser Bauten, wie das durch die graziose Wucht seiner Linien berühmte Fuller Building, verdanken einen Teil ihres Reizes einem ungewöhnlichen Grundriß.

Unter den Bedingungen, die man notwendig an einen Wolkenkratzer stellen muß, ist die der Standsicherheit die wichtigste. Ihre gewaltige Höhe gibt den Gebäuden ein großes Gewicht, da beispielsweise bei 20 Stockwerken das 16. Stockwerk eine so große Last trägt, wie bei einem vierstöckigen Haus das Fundament des Gebäudes. Der Druck, der auf das Fundament eines Wolkenkratzers ausgeübt wird, ist aber ein so großer, daß gewöhnliche Materialien nicht imstande wären, die über ihnen liegende Last zu tragen. Daher hat jeder Wolkenkratzer ein stählernes Skelett; er wird anstatt durch Mauern durch einen Stahlrahmen getragen, der aus Säulen, Trägern und Versteifungen besteht; die Mauern sind nur Umkleidungen des stählernen Gerippes. Die senkrechten Bestandteile dieses Stahlrahmens werden aus Säulen gebildet, die vom Fundament aus bis zum Dachstuhl hin durchgehen, und die, in genügender Abständen befindlich, die gesamte Last des Gebäudes und seines Inhaltes senkrecht nach unten in die Erde zu fördern haben. Die Säulen des New Yorker Times-Gebäudes haben eine Last von etwa 25 000 Tonnen zu tragen. Diese aus gewalztem Profilstahl zusammengeklebten Säulen sind auf das genaueste berechnet.

Die Säulen müssen am Fundament am stärksten sein und dürfen desto schwächer gehalten werden, je mehr sie sich dem Dache nähern. Miteinander verbunden werden die senkrechten Säulen durch wagerechte Träger, die dann mit Hilfe geeigneter Versteifungen mit ihnen

zusammen ein starkes stählernes Gerippe, das Skelett des künftigen Wolkenkratzers, bilden. Aus vier Trägern setzen sich immer die Umrisse eines Zimmers zusammen; in ihre weiten Öffnungen baut man die Wände, Decken und Fußböden ein. Diese zwischen die Träger eingebauten Mauern dienen lediglich der Abgrenzung der einzelnen Räumlichkeiten, sind folglich nur „spanische Wände“; sie werden aber aus gutem, soliden Material ausgeführt, da die starke Konstruktion gewichtiger Mauern die Steifheit und Widerstandsfähigkeit des Wolkenkratzers erheblich verstärkt. Bei solchen Gebäuden, deren Höhe viel größer ist als ihre Weite, hat man nämlich mit einem hohen Winddruck zu rechnen, der gegen das ganze Gebäude wirkt und es um seine unterste Kante umzukippen versucht. Andererseits wirkt dieser Winddruck, der besonders in Gegenden mit jährlich wiederkehrenden Drakonen sehr gefährlich ist, auf die einzelnen Risse des Gerippes ein, so daß man die vielen rechteckigen senkrechten und wagerechten Felder des Wolkenkratzers durch diagonale Stäbe versteifen muß.

Ist der Wolkenkratzer standsicher aufgeführt, so muß er vor allem gegen Feuergefahr gesichert werden; der Ausbruch eines Feuers muß möglichst ausgeschlossen sein, seine Wirkung wenigstens auf einen möglichst kleinen Umfang beschränkt bleiben. Der Wolkenkratzer muß also haben: 1. Panzer feuersicher umkleidete Eisenteile, 2. dicke Mauern, 3. feuersichere Trennungswände, Decken, Treppen usw., 4. feuersicheres Holz und Glas, 5. gut isolierte elektrische Leitungen, 6. sind durchgehende Schächte zu vermeiden oder feuersicher zu isolieren, 7. müssen große, leicht erreichbare Wasservorräte zum Löschen da sein. Ein drittes Haupterfordernis ist ein schneller und ausgiebiger Aufzugsdienst. Manche dieser Gebäude haben eine Bevölkerung von 3000 Personen, die alle mit großer Pünktlichkeit zur selben Zeit zum Essen gehen wollen. Man baut daher in einen Wolkenkratzer prinzipiell so viel Aufzüge, wie man nur kann. Diese Aufzüge haben ihre bestimmten Halteplätze, halten regelmäßig immer nur zwischen zehn Stockwerken an.

Eine einzelne Expresslift des Times-Gebäudes z. B. gehen bis zum 16. Stockwerk, ohne anzuhalten, durch, und zwar in 33 Sekunden; dann halten sie an jedem der weiteren zehn Stockwerke. Für die Sicherheit dieser rasend rasch laufenden Fahrstühle wird natürlich die größte Vorsicht verwendet; in jedem Fluß zeigen Instrumente an, in welcher Richtung er sich bewegt, und in welcher Höhe er sich befindet; überschreitet er eine gewisse Geschwindigkeit, so wird er automatisch zum Stillstand gebracht. Dampfheizung durch Radiationen, Zuluftführung abgekühlter Luft, Marmordecken mit kaltem und warmem Zufluß, Telefon- und Telegraphenanschluß sind in jedem Bureau vorhanden. Doch sind die Räume infolge der hohen Kosten sehr klein. C. K.

✱

Nehmen die Fische Geräusche wahr?

Junger wieder wird von den Fischern die Behauptung aufgestellt, daß die Verwendung von Motorbooten die Fische vertreibt und die Fischerei schädigt. So hatten im vorigen Jahre wieder die norwegischen Fischer der Lofotenbänke eine Eingabe gemacht, die Fischerei mit Motorbooten bei den Lofoten zu verbieten. Bei der kürzlich stattgehabten Verhandlung darüber im norwegischen Staatsrat wurde ein solches Verbot einstimmig von der Hand gewiesen. Aber auch die vorgeschlagene Vorschrift, alle Boote mit einem Schalldämpfer auszurüsten zu lassen, wurde abgewiesen, einmal weil über die angebliche Schädigung der Fischerei durch Motorbootgeräusche die Ansichten der Fischer sehr auseinandergehen, sodann, weil es keinen wirksamen Schalldämpfer für Fischereimotoren gebe. Gegen eine Schädigung der Fischerei durch Motorbootgeräusche spricht, wie das „Motorboot“ ausführt, schon der Umstand, daß

die Motorfischereifahrzeuge ausgezeichnete Fangergebnisse aufweisen können. Vor allem aber ist in jüngster Zeit durch wissenschaftliche Forschungen nachgewiesen, daß diese Geräusche die Fische gar nicht ungünstig beeinflussen. In Norwegen hat sich Professor Ranjen damit beschäftigt, in Amerika hat Professor Baker von der Harvard-Universität eine ausführliche Arbeit darüber veröffentlicht. Daß an und für sich der Fisch Geräusche wahrnimmt, steht fest. Es geschieht durch die Haut, durch das Organ der Seitenlinie und durch die Ohren. Bei Motorbooten werden nun die Abgase entweder über Wasser in die Luft ausgestoßen, was von erheblichem Knall begleitet ist, oder aber unter Wasser ist der Auspuff, in welchem Falle das Geräusch sehr gedämpft ist. Hierbei ist aber die Wirkung des Motors beeinträchtigt. Während nun in der Luft die Geräusche des Auspuffs sehr weit wahrnehmbar sind, pflanzen sie sich im Wasser nur sehr wenig fort. Ein untergetauchter Mensch konnte schon auf 4—5 Meter Entfernung das Motorbootgeräusch kaum noch hören. Es wurden nun Versuche mit Fischen, die sonst leicht auf Geräusche reagierten und dann tieferes Wasser aufsuchen, gemacht. Sie wurden in einem großen Kasten so versenkt, daß man sie von einem Floß aus beobachten konnte. Dann setzte sich in etwa 120 Meter Entfernung ein Motorboot von $3\frac{1}{2}$ PS in Bewegung und fuhr über den Kasten hinweg. Die Fische zeigten dabei keine Unruhe, gingen vielmehr erst tiefer, als sie von den Schlagwellen getroffen wurden. Bei einem Versuche mit Matresen in einem Netz wurden diese unruhig, sobald sich der Beobachter in seinem Boote erhob. Als dann aber ein Motorboot in unmittelbarer Nähe längere Zeit umherfuhr, nahmen die Fische daran nicht den geringsten Anteil. Es wurde weiter untersucht, ob die Fische sich durch die Geräusche beim Fressen lären lassen. Man stellte fest, daß ein herankommendes Motorboot Fische, die in einem Kasten 2 Meter unter der Wasseroberfläche waren, erst dann beim Fressen hörte, wenn es nur noch 3—4 Meter entfernt war.



Denkspruch.

Laß nie eine Gelegenheit entslüpfen, ein freundliches Wort anzubringen. Wie Collingwood auf seinem Gute nie eine leere Stelle sehen konnte, ohne eine Eichel aus der Tasche zu nehmen und dieselbe einzulegen, so haltet es auch euer Leben lang mit den Komplimenten. Eine Eichel kostet nichts, kann aber zu einem kolossalen Baume werden.

Chackaray.



Das geheimnisvolle Gepter. In der Galerie d'Apollon im Louvre zu Paris bewahrt man ein unter dem Namen „Das Gepter Karls des Großen“ bekanntes Gepter auf. Die Geschichte der Bezeichnung an sich ist merkwürdig. Bei seiner Krönung äußerte Napoleon I. den Wunsch, das Gepter des alten Kaisers des Westens in seiner Hand zu haben. Für die Feier wechselte man den das Gepter umgebenden roten Samt. Wie groß war aber das Erstaunen des Goldschmieds, der damit betraut war, als er auf dem bloßgelegten Metall eingegraben folgende Worte entdeckte: „Dieser Stab gehört mir, Z... Sänger in Notre-Dame — 1280.“ — Das Gepter war also ein profaner Taktstock! Er verstandigte sofort Duroc, den Großmarschall des Kaiserlichen Hauses. — „Man muß die Tatsache Napoleon mitteilen.“

meinte der Goldschmied. „Süßen Sie sich davor,“ entgegnete Duroc. „Umziehen Sie schleunigst den Stab mit Samt und sprechen Sie kein Wort über das, was Sie gesehen. Es ist absolut notwendig, daß der Kaiser in der Ueberzeugung stirbt, das Gepter Karls des Großen gehalten zu haben.“ — So kommt es, daß man noch immer das Karolingische Gepter aufbewahrt.



Weiße Filzhüte reinigt man mit einer Mischung aus gleichen Teilen Camial und Spiritus, der man etwas Salz zugelegt hat. Man trägt sie mit einem reinen, weißen, am besten wollenen Lappchen auf und reibt immer rundum nach dem Strich, wobei man in der Mitte des Kopfes anfängt. Ist der Hut ganz gleichmäßig sauber, so reibt man ihn mit Kartoffelmehl oder Kreide ein und bürstet schließlich das Ueberflüssige ab. — Eine andere Methode besteht darin, daß man aus gepulverter Magnesia und Benzin einen Brei bereitet und diesen gleichmäßig auf den Hut aufträgt. Wenn er trocken geworden ist, bürstet man ihn ab, und man wird finden, daß die Mischung den Schmutz mitgenommen hat.

Blumenrost zerfällt oft beim Kochen. Will man ihn gern ganz servieren, so binde man ihn, ehe er in das siedende Wasser kommt, in einen Mullappen. Er bleibt dann ganz und auch schön weiß.

Fischgeschmack haftet oft sehr lange an den Gabeln. Um ihn rasch zu beseitigen, wäscht man sie in sehr heißem Wasser, dann reibt man sie mit ganz wenig frischer Butter ein und wäscht sie nochmals in heißem Wasser, worauf der Geruch ganz verschwunden sein wird.



Humoristische Ecke.

Glück „Wirklich, ein riesiges Glück hat der Kramer, nicht?“

„Wieso? Ich verstehe nicht recht, wie Sie das meinen. Kramer ist doch vor 14 Tagen gestorben.“

„Na, das ist's ja gerade. Versichert der Mensch sein Leben für 20 000 Mark und stirbt sechs Tage zuvor, ehe die Gesellschaft Konkurs erklärt!“



Der neue Hut. Er: „Liebes Kind, schon wieder ein neuer Hut! Du brauchst doch gar keinen. Wann wirst du dir endlich abgewöhnen, einen Haufen unnützer Dinge anzuschaffen, nur weil es Gelegenheitskäufe sind?“

Sie: „Aber liebster Schatz, du hast diesmal wirklich keinen Grund, böse zu sein; der Hut ist gar kein Gelegenheitskauf, ich habe ihn riesig teuer bezahlt!“



Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:

Es reißt das Große, das Gute, nur langsam, Aber es reißet gewiß zur herrlich erquickenden Ernte.